

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 24

Artikel: Die Stockholmer Ausstellung 1930

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durfte sich nicht aufreden und Worte dagegenwerfen und recht behalten. Oh, wie das brannte, noch tagelang, wochenlang nach, wie die Frau ihr zuschrie: „Ich kenne das nicht bei meinem Mann! Eine schöne Wirtschaft führt ihr da oben! Pfui Teibel! Aber das merk' Sie sich, Frau: wenn mir das öfter vorkommt, müßt ihr raus. Hier wohnen ordentliche Leute, jawoll!“

Da fing an die Liebe zu ihrem Mann zu sinken und zu verlassen, wie ihr Glück schon lange versunken war. Ihre Gefühle sammelten sich jetzt einzig um ihr Kind, und gegen Heinrich entstand in ihr ein Groll, der auch seinen Zärtlichkeiten nicht mehr wich. Denn er liebte sie immer noch, so sehr ein Mann, der dem Schnapsteufel verfallen ist, ein Weib lieben kann.

Eines Tages kam er schon am späten Nachmittag nach Hause, zur Zeit, da sie ihn am Anfang ihrer Ehe mit soviel Seligkeit erwartet hatte. Aber sie schrie bei seinem Anblick auf, denn er trieste vor Nässe und klapperte mit den Zähnen. Dann fing er an zu schimpfen über die stierdämlichen Bauern von Hedenweg, die so geizig wären, daß sie nicht einmal eine Brücke über die Elde fertigkriegten, sondern immer noch ihren runden Baumstamm drüber liegen hätten, der sich drehte, wenn ein vernünftiger Mensch ihn betrat. Da wäre er natürlich ausgeglitscht, und rin mit allen Posttsachen.

Hanne war ganz kalt und ruhig wie ein Stein. Sie wußte: jetzt fing das an und damit das letzte. Er war wohl viellundertmal über den runden Baumstamm gegangen, und der hatte sich nicht gedreht, er hatte es ihr öfter mit seinem frohen, leichtsinnigen Lachen erzählt. Nun war das so weit. Mit dem Baumstamm fing's an. —

Sie fragte nach den Posttsachen. Er hatte sie noch herausgeholt. Schimpfend nach Hedenweg gebracht. „Haben die auch geschimpft?“ „Denkst woll nich?“ Er lachte schon wieder. Ach viel, viel saß in dem Mann. Lebenskraft, ein helles Herz, frischer Mut und Troß — noch heute, aber der Schnapsteufel kriegte schon alles klein. Da war keine Sorge.

Daß sie nichts mehr sagte, nicht schimpfte, nicht jammerte, sich abwandte, ihm auch nicht beim Ausziehen half, das hätte ihm recht sein können und war doch das Bitterste. So kalt hatte ihm der kühle Maiwind nicht durch seine nassen Kleidungsstücke geblasen, als ihn das stumme, kalte Wesen seiner Frau anrührte. Ein jäher Jammer fiel ihn an, zum ersten Male. In kindischem Troß setzte er sich, naß wie er war, auf die Ofenbank und fing an zu weinen.

Hanne biß die Zähne zusammen. Es schüttelte sie. In diesem Augenblick verstand sie ihre Mutter. Sie ging aus der Stube hinaus in die Kammer, nahm mit starren, trockenen Augen ihr Kind aus der Wiege und schaukelte es im Arm leise hin und her.

* * *

Danach nahm sie ihr Leben in die Hand, denn mehr abwarten wollte sie nicht. Es kam schon von selbst, was kommen mußte, ohne daß sie erst viel danach ausschaute. Am Morgen nach Heinrich Röhnes nassem Erlebnis stand sie bei dem Doktor Wildgans im Sprechzimmer. Sie hatte sich recht schmuck und sauber gemacht, wie in der guten Zeit, denn in den letzten Wochen hatte sie vor lauter Gram,

Troß und häßlicher Arbeit nicht mehr so viel auf sich gehalten wie sonst. Der Doktor stützte den Kopf in die Hand, betrachtete sie von oben bis unten und dachte: Schmuck Diern! mit einem Hintergrund von Bedauern, was sie wohl von ihm wolle. Aber da kam etwas ganz anderes heraus, als wie er sich in seinem ärztlichen Mißtrauen zurechtgelegt hatte, und es zeigte sich, daß dies die junge Hebamme sei, die ihm schon vor bald acht oder neun Monaten von der Alten aus Groß-Melms angemeldet und dann nicht erschienen war.

„To mien leiw Diern“, sagte er, „wenn du dat ümmer so maken wist un bi jeden Fall neun Monat to späd antrittst, dann ward dat jawoll en lustig Hasenschießen.“

Nee, sagte Hanne Röhne, so wäre das nicht. Sie hätte nur erst nicht gewollt. Aber nun wäre das anders, nun wolle sie. Und zu spät kommen, das täte sie nicht.

„Wenn du so bist wie deine Mutter, bist du gut“, sagte Doktor Wildgans. „Aber das ist noch lange nicht gesagt. Ein Apfel fällt oft weit vom Stamm. Mir ist auch ein Apfel über den Zaun geflogen. Wer sucht ihn mir jetzt auf? Ich weiß nicht, ob ich dich brauchen kann. Ich habe mich schon ein paarmal in Menschen getäuscht. Warum siehst du so verbissen aus mit deinem jungen Gesicht? Wie alt bist du?“

„In' Lust ward ic twintig.“

„Was ist mit deinem Manne los? Ist das der Landbriefträger Röhne?“

„Ja, Herr Doktor.“

„Ein hübscher Kerl, was?“

„Ja, Herr Doktor — dat wier hei moal.“

„Ach so, du — hör' mal, dien Mann kippt woll mal einen, wat?“

Da fragte sie ein Fremder danach. Ihr Herz drehte sich ihr im Leibe. In den starren, blauen Augen sammelte sich ein Naß. Sie antwortete nichts.

„Nu —“, sagte der Doktor, schlug das große Rechnungsbuch zu, das vor ihm lag, und legte seine breite, behaarte Faust darauf. „Dann tritt man an, heut nachmittag um sechs, hier bei mir. Wi hebb' di all grot nödig, die Becken wird nich mehr allein fertig. Hast 'n Kind?“

„Ja, Herr Doktor.“

„Wer versorgt dir das?“

„Reiner, Herr Doktor.“

„Na, denn keiner. Mich hat auch keiner versorgt, als ich in den Windeln steckte. Bin auch armer Leute Kind. Siehst du mir wohl noch an?“

„Nein, Herr Doktor ist gebildet.“

„Mädchen“, sagte er ärgerlich, „du bist dümmer als du aussiehst. Wenn's in deiner Arbeit man nicht auch so ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Stockholmer Ausstellung 1930.

In diesem Sommer werden Hunderttausende ihre Wanderziele im „Lande der hellen Nächte“ suchen und finden, die sonst an eine so weite Reise nicht zu denken wagten. Die Gelegenheit ist eben zu verlockend: sehr billige Fahrpreise und dazu die Chance, in Schwedens Hauptstadt eine gewerbliche Landesausstellung zu sehen, in der die Gegenwartskultur des schwedischen Volkes in schönster

Schau vor einem ausgebretet liegt. Eines Volkes, das seit mehr als einem Jahrhundert keinen Krieg mehr erlebt hat und das in zielbewusster Arbeit einen Kulturstand erreicht hat, um den es alle übrigen Völker beneiden können.

Man weiß, von der Internationalen Kunstausstellung in Paris 1925 her, daß das Kunstgewerbe und die Heimindustrie Schwedens sich durch hervorragenden Geschmack auszeichnen. Dieser Geschmack prägt der Stockholmer Ausstellung, die sich als Hauptthema gewählt hat: Ausstattung des Heims, Wohnkultur, ihren Stempel auf. In mehreren großen Hallen werden die Produkte der Industrien gezeigt, die für die Wohnbedürfnisse arbeiten. Daneben werden in zahlreichen Musterhäusern von der einfachsten Arbeiterwohnung bis zur luxuriösen Villa, in ganzen geschlossenen Siedlungstypen mit den zugehörigen Gartenanlagen, Straßen und Plätzen die Wohn- und Städtebauprobleme und ihre spezifisch schwedischen Lösungen veranschaulicht.

Das Kunst- und Baugewerbe Schwedens steht vielleicht mehr noch als bei uns unter dem Eindruck der Nationalisierungsbemühungen. Die Bauten sowohl wie die Gebrauchsgegenstände darin: Möbel, Geräte der Küche, Schüsseln, Gläser, Essteller, sind im Hinblick auf die Zweckmäßigkeit entworfen und gebaut. Daneben hat man im Bestreben, die Errungenschaften von Kunst und Technik auch den ärmeren Bevölkerungsschichten zugänglich zu machen, auf das Sparsamkeitsprinzip Bedacht genommen. Zum schwedischen Heim gehören heute auch Radio und Grammophon, die elektrischen Beleuchtungskörper, Kühlchränke,



Das Stockholmer Konzerthaus.

Staubsauger, Waschmaschinen u., also Dinge, die außerhalb des herkömmlichen Kunstgewerbes liegen.

Die Ausstellungstadt liegt im alten Königlichen Tiergarten („Djurgaarden“) an den malerischen Ufern einer der zahllosen Buchten Stockholms, des nordischen Benedigs. Ein „Korso“ führt mitten durch die Anlage, am Kommissariat mit den Flaggen aller Nationen vorbei zur Verkehrshalle und zum Kuppelbau des neuen Planetariums. Zur linken Hand liegen die Ausstellungshallen, die die Spitzenleistungen des schwedischen Kunstgewerbes, des Handwerks und der Hausindustrie enthalten.

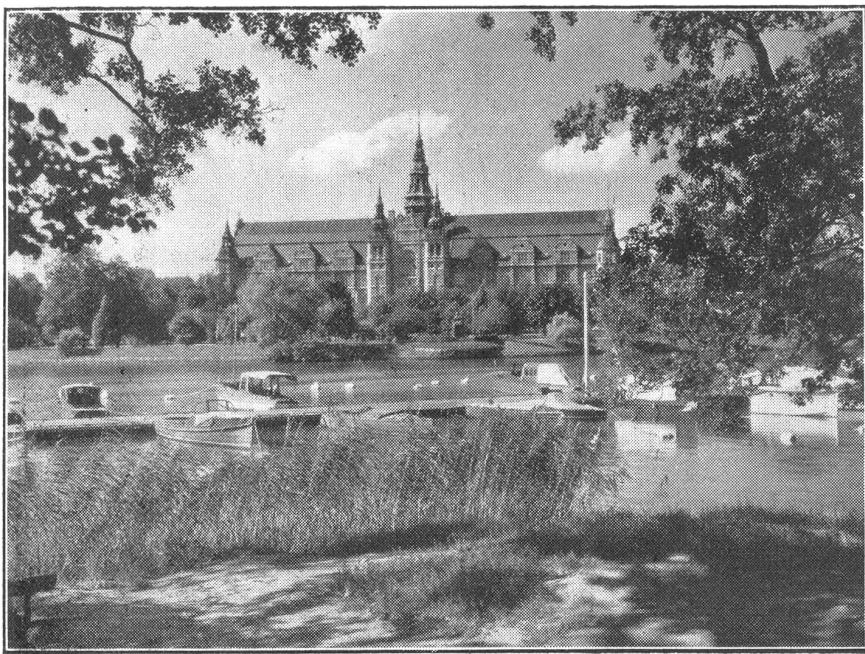
Gleich hinter dem Haupteingang wird das Auge durch die wunderbare Blumenpracht der Gärten entzückt, deren Boden dem nordischen Klima gemäß mit elektrischem Strom erwärmt wird. Der Hauptplatz ist als Raum für Vorstellungen, Sängerfeste und andere Volksvergnügen gedacht und wird in der Zwischenzeit mittels Hunderten von Blumenkübeln in einen farbenprächtigen Garten verwandelt.

*
Der fremde Ausstellungsbesucher ist begreiflicherweise voll gespannter Erwartungen auch für Stockholm, die Stadt der schönen modernen Bauten, und für das Land selber. Er wird schon auf der vielstündigen Fahrt zur Ausstellungstadt, erst durch die weiten Ebenen Schonens mit seinen wogenden Weizenfeldern, wohlhabenden Bauernhöfen und alten Rittergütern, dann durch die seen- und wälderreiche Landschaft Mittelschwedens starke Eindrücke empfangen. Schweden ist das Land der Ruhe und der Harmonie. Raum stört irgendwo ein rauhender Fabriksschlott oder der Lärm eines lauten Betriebes den Frieden der Natur, die wie in einem tausendjährigen Dornröschenschlaf zu liegen scheint. Und doch hat Schweden eine hochentwickelte Industrie. Es weiß sie aber in seinem unendlich weiten Gebiete unsichtbar zu machen.

Seine Hauptstadt bietet ähnliche Eindrücke. Obwohl modern durch und durch, fällt an dieser Großstadt, in der der Amerikanismus mit Ratio-



Luftbild von Stockholm mit dem Ausstellungsgelände im Vordergrund.



Das Nordische Museum in Stockholm.

nalisierung und Typisierung ebensogut Einzug gehalten hat wie in Berlin und Paris, die Ruhe und Gemächlichkeit des Lebens auf. Die Menschen rennen und hasten nicht, wie sonst überall in den Städten. Sie scheinen den ruhigen Pulsenschlag der schwedischen Natur in sich gewahrt zu haben. Sie haben Zeit zur beschaulichen Erholung beim Spazieren, Baden, Rudern. Unseren gereizten mitteleuropäischen Nerven muß ein Aufenthalt in diesem Lande anstrengen wie eine Sanatoriumskur.

Unverlierbaren Eindruck hinterlassen uns „Südlichen“ die hellen Nächte des Nordens. Schon in Mittelschweden, noch 200 Stunden vom Polarkreis entfernt, machen diese weißen Nächte ihren eigentümlichen Reiz geltend. Wer also diesen Sommer nach Schweden fährt, den erwarten Eindrücke und Erlebnisse die Fülle.

Die Reformationskammer in Bern.

Was war die Reformationskammer des alten Bern? Die Instanz, die die Überwachung der Befolgung der Kleidermandate und deren Ahndung übernehmen mußte. Die Kleidermandate erschienen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie entstanden in einer „geldlosen“ Zeit, also in Zeittäufen, die wir uns heutzutage sehr gut vorstellen können, und deren es im Verlauf der Geschichte nicht nur in Bern, sondern auch anderwärts immer und immer wieder gab. Die Kleidermandate, also das Verbot eleganter und luxuriöser Kleider, erstreckte sich auf die Frauen und auf die Männer. Denn wiewohl die Frauen noch „entrechteter“ waren als heutzutage, waren sie nicht Alleinträgerinnen aller Schwächen und Laster, sondern der weise Gesetzgeber hatte erkannt, daß auch die Männer gefallsüchtig und eitel sein können. So bezogen sich denn die Kleidermandate auch auf die Herren.

Was wurde als zu elegant und luxuriös betrachtet? Das ist schwer zu sagen, wenn man die Trachten der damaligen Zeit nicht kennt. Was eine „robe de baleine“ oder Reifrock ist, das sollte man wissen. Den zehn Schneiderinnen, die es damals in Bern gab und von denen nicht weniger als drei, unter andern die Witwe Sauvage, im Ziebelgäzli wohnten, wurde strengstens verboten, solche Bauten anzufertigen. Aber was Falbatas, Poches, Bonponnes darstellen, das weiß heute selbst die Modedame nicht. Das alles und noch viel mehr war zu tragen verboten. Unter-

sagt waren beispielsweise „frömde“ Strümpfe und Rappen. Mißfällig, sagt ein Dekret, haben Schultheiß, Rath und Burger der Republik Bern vernommen, daß die Wyverböller insonderlich von der schlechten teutschen Ware trügen.

Ganz schauerliche Fälle von Uebertritten dieser Kleidermandate melden uns die Papyrusse des bernischen Staatsarchivs, und zwar aus der Stadt Bern und den damaligen „Untertanenlanden“, namentlich aus dem welschen Gebiet. Sah da ein beeidigter Mann in der Kirche zu Latour die Frau M. aus Bern angetan mit einem Hemd, das eine gestickte Krause hatte. Ein beeidigter Mann war nämlich eine Art Spion, der die Fehlbarren verzeigte und auf dessen Urteil das Gericht unbedingt abstellte. „Was versteht er von gestickten und liserierten Hemden“, schleuderte zwar die Frau M. einem solchen Bereidigten ins Angesicht. Sie brachte ihre sämtlichen Hemden zur Reformationskammer, um zu beweisen, daß sie nur lisierte hätte. Und als sie ihrer Zunge noch weiter lauf ließ, holte man sogar ihren Ehemahl, einen ehrbaren Uhrmacher aus Bern, und auferlegte ihm die Buße.

Hatte da ein solcher Beeidigter nicht die Rühnheit, zu behaupten, die Frau v. D. sei nicht berechtigt, eine Robe de Baleine zu tragen. „Ich bin doch Jansenistin“, erklärte diese stolz vor Gericht, „und seze mich infolgedessen über die Kleidermandate hinweg.“ Oha läßt, bedeutete man der Dame, und schleuderte sodann ein neues Dekret ins Publikum, wonach Jansenisten gleichfalls keine Epauetten, goldverbrämte Westen, gestickte Manschetten tragen dürften.

Mit einem solchen goldverbrämten Rock kam ein Herr de Bierr in Rolle zum Abendmahl, mit grünem, goldverbrämttem Rock! Die Anzeige, die der Landvogt nach Bern erstattete, wurde gleichsam eine Bittschrift. Direkt von Paris kam der Herr, schrieb der Landvogt. „Mordgrünen Tages“ beeilte er sich, das Abendmahl zu nehmen, trotz der Ermüdungen der anstrengenden Reise.

In Bern scheint man nicht mit genügender Schärfe gegen die Uebertretungen vorgegangen zu sein, denn die Obrigkeit erließ eine Weisung, wonach den Artikeln der „deutliche Verstand“ zu geben sei. Trotz dieser Unschuldigungen wurde die Frau Hauptmannin T. in einer Echarpe und weißen Poche, die sie zusammen mit einer weißen Robe trug, betroffen, und ferner die Frau v. M., die ebenfalls mit einer roten Echarpe durch die Stadt ging!

Die Reformationskammer hatte aber noch weit schwierigere Aufgaben zu erfüllen als die, sich mit Kleidern abzugeben. Tanz- und Spielverbote fielen ihr gleichfalls zu.

Das war eine schwierige Sache mit dem Tanzverbot. Am alten Käsmarkt, wurde gemeldet, wurde getanzt, außerhalb der Stadt in einem Gartenhaus, Retrunen batzen den Wirt zu Worb, ein Wort für sie einzulegen, damit sie tanzen dürfen. Und so ging es weiter. Nicht leichter war die Handhabung des Spielverbotes. Ob auch das Tassen unter die verbotenen Spiele gerechnet wurde, ist nicht gesagt, wahrscheinlich, der Häufigkeit der Anzeigen nach zu schließen. Im neueroöffneten Hotel der Musique wurde gespielt, der Wirt zum „Bären“ selbst wurde beim Kartenspiel mit Mezgern, das bis um neun Uhr abends dauerte, betroffen. Ein Herr de Montron aus Lausanne erlaubte sich sogar, in Bern Billard zu spielen und wurde deshalb empfindlich gestraft. In Muri wurden Offiziere beim „Pharaospiel“ erwischt. Und so geht es weiter.

H. Correvon.